Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 1

Artikel: Am Gotthard

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633578

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kindlein Armut.

Es fiel ein weißes Linnen
Weit über die laute Welt,
Das deckte Dächer und Zinnen
Und alle die Sorgen tiefsinnen
Unter dem bleichen Gezelt.

Die Wege alle, sie schweigen
Im tiefen, weichen Schnee,
Die Bäume über den Steigen
Sie stehen mit seufzenden Zweigen
Unter des Winters Weh.

Da kommt ein Kindlein gegangen,
Tastend durch Flocken und Flaum,
Gerötet die schmalen Wangen,
Sein Tüchlein mit Silber behangen,
Die Aeuglein erstaunt wie im Traum.

Die „Armut" ist es geheißen,
Geht bittend von Tür zu Tür.
Dort über dem Linnen, dem weißen,
Schaut es ein Flimmern und Gleißen,
Ein Lichtlein leuchtet herfür.

Das ist das Lichtlein „Erbarmen",
Vom Herrgott angesteckt.
Den Hungernden und Armen
Aus Liebe, der herzenswarmen,
Ist hier der Tisch gedeckt.

Ernst Oser.

Am Gotthard.

Von Ernst Zahn.

Persönlich möchte ich den Weg in meine alte Heimat nicht machen. Ich fühle Fäden lose in meiner Seele, die, wenn ich wieder zwischen meinen Felsen und Tannen ginge, sich da verfangen müßten und deren Wiederlosreißen ein schmerzhaftes Stück Arbeit werden dürfte. Aber aus der Erinnerung heraus wieder einmal von meinem Göschenen zu zeugen, wo ich 37 Jahre meines Lebens verbracht, ein paar Erlebnisse niederzuschreiben, von ein paar Seltsamkeiten zu erzählen, das soll mir eine Sonntagsfreude sein.

Es war im tiefen Winter, gegen Weihnachten 1880, als ich meinen Vater zum erstenmal nach dem Gotthard begleitete. Die Bahn war noch nicht eröffnet. Die Post verkehrte noch, und fröstelnd und krank saß ich in der pferdegezogenen Schlittenkutsche, die uns von Flüelen am See hinauf immer tiefer ins Gebirge trug. Sturm packte den wirbelnden und den gefallenen Schnee, daß es oft wie weiße Lohe von der Straße aufschlug. Es war, als faßte das Land den Eindringling und schüttelte ihn: Sieh dich vor; Weichlinge können hier oben nicht gedeihen. Ein paar Tage später rollte unser Hausrat uns nach, aber der Bergwinter hatte den Schnee so hoch auf die Straße geschichtet, daß die Fuhre nicht fürbaß kam und von Wassen aus auf kleine Schlitten umgeladen in das Engtal von Göschenen hinaufgezwungen werden mußte. Ich war noch zu jung, um den tieferen Sinn solchen Unwesens zu verstehen. In Jahren und Jahren freilich habe ich gelernt, daß es ohne Kampf nicht abgeht, wenn man unter den Gletschern wohnen will.

Es gab Stürme, die ganze Wälder warfen, es gab Föhnnächte, deren Heulen jeden Schlaf von der Menschen Lager trieb. Ich sah die Lawinen niedergehen und Hütten und Ställe, Menschen und Vieh begraben. Die Rüfe kam und wir Dörfler kämpften in Schlamm und Schutt gegen sie, um ein Haus zu retten, um das sie schon die zerdrückenden Riesenarme gelegt. Ich sah den Schnee fallen vier Tage und vier Nächte lang, daß man nachher von den Dorfwegen aus mit einem Schritt auf die Dächer mancher Hütten steigen konnte. Der Verkehr auf der Straße stockte, die Bahn selbst blieb tagelang unterbrochen. Denen in Ursern, die über der wilden Schöllenen wohnen, ging das Mehl aus, daß sie nicht Brot mehr hatten, solange blieb der Zuweg zu ihren Dörfern gesperrt, und die paar Menschen im Weiler Göscheneralp, über den der mächtige Dammastock sich aufreckt wie ein brummender, tatzendrohender Bär, hausten in ihren Hütten wie die Murmeltiere in ihren tief im Erdinnern laufenden Höhlen. Da gingen die Weger an die Straßen und schaufelten Bahn mit Gefahr ihres Lebens. Sie gingen auf die Geleise der Eisenbahn zu hunderten, damit Welt wieder mit Welt verbunden sei. Aber auch Väter, deren Hütten einsam an den steilen Halden standen, schritten mit der Schaufel ihren Kindern voran, damit die Knirpse hinunter zur Dorfschule konnten.

Wie habe ich die Bergler arbeiten gesehen, um schneeverschüttete Menschen zu retten! Stundenlang gruben sie einmal an einem Stall, über den die Laue gegangen, das Dach eingedrückt, den ganzen Viehstand und, wie man annahm, auch den Knecht erstickt hatte. Kuh um Kuh schaufelten sie tot heraus, und immer noch fanden sie den Mann nicht. Endlich in einer Mauerecke, in der sich quer ein Balken gestemmt, legten sie ein Loch frei, durch das ein Menschenkopf lugte. Der Kopf lächelte gleichmütig. Zwischen den braunen Zähnen steckte eine brennende Pfeife. Durch den Balken geschützt, vor dem Tode wie durch ein Wunder gerettet, hatte der rauhe Hirt den Tag durchwartet, so viel Bewegungsfreiheit sich erzwungen, daß er die Pfeife entzünden konnte, und ohne Dank, ohne viel Wesens stieg er, als sie die Sperre lösten, aus seinem Winkel zum Tage zurück.

Die Gotthardstraße ist ein langgestreckter Gottesacker. Gleich den Soldaten beim Sturm auf eine Festung fielen da im Laufe der Jahrzehnte die Wanderer und die ihnen Bahn schaufelnden Wegknechte den Wintern zum Opfer. Kreuz um Kreuz kündet die kurze Geschichte ihres Untergangs, etwa das, das bei Wassen erzählt, wie fünf Weger sich in den Tunnel beim Bahnhof geflüchtet, als die Lawine kam, und wie diese sie im Gewölbe selbst noch erreicht und getötet, oder jenes andere im Standtal, das den Tod von fünf Männern berichtet, die auf der Straße das weiße Raubtier des Gebirgs ansprang und erdrückte, ein drittes, das von einem Namenlosen zeugt, den hier in der Fremde der Tod erreicht und ein weiteres, das sagt, wie den geistlichen Hirten eines Dorfes auf seinem Amtsgang das Verhängnis ereilte.

Doch was besagt die Zahl derer, die am Wege geblieben, den Hunderttausenden der übrigen gegenüber, die auf dieser Straße von und gen Süden zogen! Als ich im Jahre 1880 nach Göschenen kam, da stand da ein niederer, langgestreckter Holzbau von einem Bahnhof, in dem sich ein für knapp hundert Personen Raum bietender Speisesaal befand. In diesen Saal ergossen sich nach der Eröffnung der Bahn während des Aufenthaltes der Schnellzüge ungezählte Scharen von Reisenden. Eine kleine, im Erdgeschoß gelegene Küche lieferte die Speisen, die durch einen engen, mäusebelagerten Aufzug zum Speisesaal befördert wurden. „Ein Würgen war's, nicht eine Schlacht zu nennen," so hätte man von der Speisehalbestunde in Abänderung eines bekannten Wortes sagen können. Trotz den willigen Anstrengungen der Angestellten war es unmöglich, dem raumbeschränkten Küchenherde, dem engen Speisenzug das Essen für Hunderte von Hungrigen in so kurzer Zeit abzuzwingen, und so kam es recht häufig vor, daß zwar die Gäste, die diesen Einrichtungen am nächsten saßen, ihr Mahl bekamen, die am Ende des langen, schmalen Saales sitzenden aber umsonst mit Messern klopften und mit Gläsern klingelten, weil durch die drangvoll fürchterliche Enge der Speisenden die Kellner sich einfach nicht bis zu jenen Stellen durchzuarbeiten vermochten und von den Platten,

die sie guten Willens dahin tragen wollten, schon unterwegs ihnen von Dutzenden von Händen der duftende Inhalt geraubt wurde. Der Mensch, wenn er hungrig ist, kennt sich selbst nicht mehr. Der Mensch, wenn er reist, ist nie ganz sich selbst. Es gäbe ein merkwürdiges Büchlein, wenn ein kluger Wirt einmal von der Psyche seiner Gäste sprechen möchte. Da gibt es wenige Zufriedene, die das Unzulängliche auf entschuldbare Ursachen zurückführen, viele Aufgeregte, die Langsamkeit in der Erfüllung ihrer Wünsche als persönliche Beleidigung auffassen, Hämische, die gerne einem andern eines anhängen, besonders, wenn dieser andere nur ein Wirt oder gar nur ein armer Speisenträger ist. Von einem nahmhaften Schriftsteller las ich einmal das Wort: „Mußt nicht von Kellner zu Kellner wandern, aber die Menschen achte, die andern". Der Mann tat mir leid ob seiner Blindheit, aber leider teilten viele seine Geistesverfassung. Und ganz besonders viele gab es, die das lustige Wort nicht beherzigten, das später unter den, einen neuen größern Speisesaal in Göschenen schmückenden Sprüchen stand: „Hast du genossen, zahl' unverdrossen!"

(Schluß folgt.)

Die Zeit.

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinen runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz. Gottfr. Keller.

Die feinen Mieter.

Von M. Steiger-Lenggenhager.

Nun wurde also das Haus „neu renoviert". Es gehörte den Eheleuten Steiner, die sich zu Neujahr in den Ruhestand zurückgezogen hatten. Sie bewohnten das Erdgeschoß, während der obere Stock seit Jahr und Tag an dieselbe Familie vermietet war, an Buchhalter Geisers. Sie hatten eine hübsche Erbschaft gemacht, und das sollte sich nun auch in maßvollen Grenzen in ihren äußeren Lebensumständen auswirken. Vor allem im Haus.

Dieses Haus am sonnigen Hang, das sie von Vater und Großvater ererbt, war so mit der Zeit ganz unvermerkt in das aufblühende Villenviertel der Stadt hineingewachsen. Das heißt, eigentlich so ganz unvermerkt nun gerade nicht, im Gegenteil, das Ehepaar hatte diese Tatsache mit großer Achtsamkeit und wachsender Genugtuung verfolgt und seine Pläne darauf gebaut.

Das wußten sie, daß Geisers die Wohnung billig hatten, viel zu billig eigentlich; in der Villa nebenan kostete eine gleich große Wohnung gerade das Doppelte. Freilich, nun ja, es war auch seit Menschengedenken nichts gemacht worden daran, weder Gas noch elektrisch Licht war darin; die Tapeten waren schon vor zehn Jahren veraltet gewesen; die Böden bedurften dringender Reparaturen, und der Waschofen war ein Holzfresser vorsintflutlichen Systems.

Da mußten nun also die Handwerker hinein und alles instandstellen, so wie man's jetzt in den bessern Häusern hatte, daß es nach was aussah, innen und außen, daß das Haus sich neben seinen vornehmen Nachbarn sehen lassen durfte, es durfte schon etwas kosten. Ja und dann sollte es auch einen Namen haben, wie die andern Villen an der Straße, nein, nicht einen fremdländischen; protzen wollte man nicht, sondern einen gut bürgerlichen. Das Gute nämlich sollte schon ein bißchen zum Ausdruck kommen, das heißt das Bessere, will sagen nun ja das Vornehme, das man sich ja jetzt leisten konnte; aber anderseits nur ja keine parvenümäßige Ueberhebung, sondern fest und sicher auf seinem bürgerlichen Boden bleiben. Drum einigte man sich schließlich auf den Namen „Villa Trautheim". War das nicht eine wundervolle Lösung?

Sie selbst würden im Erdgeschoß wohnen bleiben. Aber die im obern Stock? Buchhalter Geisers mit ihren vier Kindern? Man dachte nicht gern daran, ihnen zu kündigen, die nun so viele Jahre hier gewohnt, die ganze Zeit vorlieb genommen hatten mit den mancherlei Mängeln, die das vernachlässigte Haus bisher aufgewiesen hatte. Nein, und dann gab es auch wirklich nichts zu klagen über sie, wenn man ehrlich sein wollte; sie waren in jeder Beziehung rücksichtsvoll, Eltern und Kinder. Nur eben — sie paßten nun halt einmal nicht mehr so recht in den neuen Rahmen. Schon die vier Kinder, das ist doch keine kleine Familie, wie man sie eben in bessern Häusern schätzt. Sie sind ja gut erzogen, gewiß, aber das geht halt doch sehr viel treppauf und treppab und mit schweren währschaften Schuhen. Ueberhaupt — sie sind ja gewiß recht angezogen, sauber und ganz, und man muß sich nur wundern, daß diese kleine, nicht eben kräftig scheinende Frau ohne jede Hilfe das immer so ordentlich zuwege bringt; aber allerdings, die Kinder müssen fleißig mit Hand anlegen, darum wissen sie auch Sorge zu tragen. Doch halt sehr einfach sehen sie schon aus, wenn man dagegen Doktors Alice sieht mit ihren weißen Schuhen und Strümpfen Werktags und den eleganten hellen Kleidern, das macht doch eine andere Fasson. Und dann es ist gewiß zu begreifen bei vier Kindern, daß da fast immer am Seil ein paar Wäschestücke hängen, ein halbes Dutzend Strümpfe, ein Sweater, einige Leibchen und dergleichen; aber fein sieht das halt eben auch nicht aus. Ferner, schöne Stimmen haben sie alle, das ist wahr, und es ist eine Freude, wenn es manchmal am Abend mehrstimmig durch den Garten tönt, begleitet von der Mundorgel, ein Lied ums andere, und das ist gewiß recht schön irgendwo draußen auf dem Land oder in einem — nun ja, in einem einfachen Quartier; aber hier, wo in jedem Haus ein Klavier ist, wo wirklich feine Musik gemacht wird, wo da und dort eine der Damen singt, die sich im Gesang ausbilden ließ, hier macht sich dieser abendliche Familiengesang halt, gelinde gesagt, ein bißchen naiv. Und so weiter und so weiter. Nein, wirklich, Geisers müssen begreifen, daß sie nun halt in die veränderten Verhältnisse nicht mehr so recht passen.

Und sie begriffen es denn auch. Sie begriffen es schon an dem durch die Kosten der Instandstellung bedingten Mietzinsaufschlag, daß das nichts mehr für sie sei, und man konnte sich die doch etwas peinliche Kündigung ersparen, sie besorgten sie, schweren Herzens, selbst.

Mit der Weitervermietung hatte man dann wirklich Glück. Man hatte die Auswahl unter vielen sehr guten Anwärtern und entschied sich dann für die Familie eines Direktors mit nur einem Kind, einem zwölfjährigen und wie sie sagten, sehr gut erzogenen Jungen. Direktors — der Titel macht ja gewiß den Menschen nicht aus, behüte, aber es sieht halt doch nach was aus. Und dann nur ein Kind — nicht, daß man gar keine Kinder gewollt hätte, ein bißchen jugendliches Leben im Haus ist ganz nett, so kinderfeindlich sind sie nicht; aber eines allein, das kann ja nicht soviel Lärm machen, wie vier, und die Wohnung und alles bleibt naturgemäß auch mehr geschont. Sie haben gleich für ein paar Jahre fest gemietet; das ist auch angenehm. Ein Dienstmädchen haben sie auch, ein sehr feines mit weißer Schürze und zierlichen Händchen, nebst allerlei anderer Hilfe; es sieht sehr gut aus, wenn das mit dem Korb ausgeht, während Frau Geiser selbst die Treppen scheuerte. Und was für prachtvolle Möbel sie brachten;